

# **Wegworte**

*Die Wochensprüche  
des Kirchenjahres ausgelegt*

*9. Sonntag nach Trinitatis*

calwer

## 9. Sonntag nach Trinitatis

*Wem viel gegeben ist,  
bei dem wird man viel suchen;  
und wem viel anvertraut ist,  
von dem wird man um so mehr fordern.*

Lukas 12,48

Mit Bibelworten haben verschiedene Menschen ihre ganz persönliche Geschichte. Mich erinnert dieses Wort an einen Sonntagmorgen im Jahr 1989 in Minsk in Weißrussland. Wir, eine Gruppe, die sich auf eine politische Pilgerfahrt gemacht hatte, standen im Kreis zu einer Art Morgenwache vor unserem Hotel, bevor wir das Taxi zum Flughafen nehmen wollten. Eine aufregende Woche lag hinter uns. Mit Halstüchern, auf denen stand »Komm und sieh«, nach Weißrussland hineinfahren, sich von irgendwelchen Friedenskomitees mit Blumen begrüßen, in Betrieben, auf Rathäusern herumreichen lassen; dann auch die Gedenkstätten des Zweiten Weltkrieges besuchen? Werden die Leute, die uns empfangen, überhaupt etwas mit uns anfangen können? Wie werden wir uns verständigen, wo doch fast keiner von uns ein Wort russisch spricht? Werden sie in uns nicht die westlichen Faschisten und Kapitalisten sehen? Auf was habe ich mich da eingelassen? »O, wie gerne kehrte ich um«, dachte ich, als ich in der russischen Eisenbahn saß und die weit gestreckte Ebene, samt den ärmlichen Hütten mit den kleinen Pferdewagen davor, an uns vorbeiziehen sah. Aber dann kam alles anders, als von mir kleingläubig befürchtet. Die Herzlichkeit der Menschen, die auf uns gewartet haben, hat mich von Anfang an geradezu umgeworfen. Sie hatten wirklich auf uns gewartet. Sie wussten etwas mit uns anzufangen. Und wenn sie mit uns in die Orte gingen, an denen die SS ganze Dörfer dem Erdboden gleichgemacht, die Bewohner bei lebendigem Leib verbrannt hatte, dann war das doch nicht ein Speißrutenlaufen für uns Deutsche, sondern es war ein gemeinsamer Gang zum Ort der Schuld und des Grauens. Wir haben unsere Erschütterung miteinander geteilt, haben unsere Bußgebete gesprochen, haben von Herzen Gott angerufen, er möge uns in unserer Lebenszeit zu Werkzeugen seines Friedens machen und

er möge denen, die hier schwerste Schuld auf sich geladen haben, ihre Schuld vergeben und ihre Seele reinigen, er möge sie und uns befähigen zum Leben in seinem Licht. So gingen wir miteinander, Christen und Nichtchristen, besuchten eines der wenigen übrig gebliebenen russischen Klöster, sprachen mit alten Partisanenführerinnen, die uns durch das Museum des »vaterländischen Krieges« führten. Mit Gewerkschaftlern, Bürgermeistern, mit Wassyl Bykau, dem Schriftsteller, der als der Chronist des Zweiten Weltkrieges gilt, und nicht zuletzt mit Lyda, deren Eltern von der SS erschossen worden waren, die als Kind durch den Wald geirrt war, bis Partisanen sie aufgegebelt und in ein Kinderheim gebracht hatten. Lyda in ihrer engen Einzimmerwohnung an ihrem Klappstisch – für einen festen Tisch war zu wenig Platz. Lyda, die uns »auf die guten Deutschen« zugeprostet hat. Es war wie eine Reihe von Friedensschlüssen. Und oft war mir, als würde ich irgendwo von weither das Wort hören: »Euch sind euere Sünden vergeben, euch Deutschen, euch allen. Friede sei mit euch.«

Aber wenn das Wort Tschernobyl fiel, dieses tief bedrückende Schweigen, die Angst, die die Gesichter ins Hoffnungslose verwandelte. Tschernobyl, drei Jahre war es damals her. Und die Wahrheit war erst langsam durchgesickert. Jetzt erst hing die erste Karte der verstrahlten Gebiete auf der Hauptstraße in Minsk hinter einer Panzerglasscheibe. Eine Ärztin hatte mir im weißrussischen Gesundheitsministerium eben eine solche Karte mitgegeben. Sie ist seither eine ganz eigene Reliquie in meinem Besitz. Lange hing sie an meiner Wand. Ein Gebiet sehe ich da, auf dem zweieinhalb Millionen Menschen wohnen, ca. 800 000 Kinder, auf 22 000 Jahre mit Cäsium verstrahlt. Darin weite Gebiete, in denen die Verstrahlung das Fünfzigfache, ja das Hundertfache von dem ausmacht, was die WHO als zulässigen Höchstwert erklärt. Und überall Menschen, die im Fluss Fische fangen, im Wald Beeren sammeln, deren Hauptnahrung Pilze sind. Wie ausgiebig haben sie uns mit Pilzen bewirtet! Weißrussland, dreimal schwer gestraft: von Hitler, von Stalin und jetzt Tschernobyl!

Aber diese herzlichen Menschen! Wie sollte ich jetzt, vor der Fahrt zum Flughafen, unsere Eindrücke zusammenfassen? Ich las das Wort zum 9. Sonntag nach Trinitatis: »Wem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und wem viel anvertraut ist, von dem wird man um-

so mehr fordern.« Ich habe nicht alles gesagt, was ich dachte. Vieles war noch zu ungeordnet in mir. Aber soviel konnte ich sagen und konnte dabei dessen gewiss sein, dass es jeder der hier Anwesenden versteht: Wir haben in dieser Woche unendlich viel empfangen. Wir haben es empfangen durch Menschen, von denen einige fromme orthodoxe oder baptistische Christen, andere mehr oder weniger überzeugte Kommunisten sind, aufgewachsen in der Spur des dialektischen Materialismus. Wir hatten die Botschaft empfangen, dass es Brücken über Blut und Asche gibt, dass die Schuld, auch die Völker-schuld, nicht die letzte Wirklichkeit ist, dass es Vergebung der Sünden gibt. »Freunde, dass der Mandelzweig wieder blüht und treibt, ist das nicht ein Fingerzeig, dass die Liebe bleibt? Dass das Leben nicht verging, soviel Blut auch schreit, achtet dieses nicht gering in der trübsten Zeit« (EG 655). So haben wir mit den Worten unseres alten Freundes Schalom Ben Chorin gesungen. Ja es war für uns wirklich geworden, was wir im Psalm 103 beten: »Er wird nicht für immer hadernd noch ewig zornig bleiben. Er handelt nicht mit uns nach unseren Sünden ... Sofern der Morgen ist vom Abend, lässt er unsere Übertretungen von uns sein« (Ps 103,9–12). Keine Frage, das war die Hoffnung weckende Quintessenz unserer Pilgerfahrt.

Aber von Menschen, denen so viel gegeben ist, »wird man viel suchen; wem viel anvertraut ist, von dem wird man umso mehr fordern«. Was? Ich weiß nicht mehr genau, was ich konkret genannt habe. Wahrscheinlich habe ich mich sehr allgemein ausgedrückt. Dabei war es mir beim Lesen dieses Wortes plötzlich klar geworden: Wir kommen wieder. Wir werden etwas tun, um euch wenigstens ein Zeichen der Hilfe zu geben in eurer Not, die den Namen Tschernobyl trägt. Aber dieser Gedanke war ja eben erst geboren. Er vertrug es noch nicht, ausgesprochen zu werden.

Ein halbes Jahr später kam ich wieder, zusammen mit Gerhard Gädicke, Professor für Kinderheilkunde und weithin anerkannter Leukämiespezialist. Wir fuhren in die hoch verstrahlten Gebiete, nach Slawgorod, über dem sowjetische Kampfflugzeuge die Wolke ausgeregnet hatten, die nach dem Supergau von Tschernobyl in Richtung Moskau zog. In einer zerstörten, halb aufgebauten Kirche luden wir hundert Kinder ein, nach

Ulm zu kommen zur Erholung im unverstrahlten Gras, zu baden im sauberen Schwimmbadwasser, sich voll zu essen an unverstrahlter Nahrung, auch: die Atmosphäre eines freien Landes zu erleben.

Und ein Jahr später kamen wir mit 25 Leuten, brachten in unseren Rucksäcken Medikamente, Vitaminmittel für das Krankenhaus in Slawgorod, das in seiner Dürftigkeit jeder Beschreibung spottet. Daraus wurde die »Ulmer Tschernobyl-Hilfe«, die fünfzehn Jahre lang für Millionenbeträge mit Lastenwagenkonvois Medikamente, Nahrung, Kleider, Rollstühle, Armstützen, auch größere medizinische Geräte in weißrussische Krankenhäuser gebracht hat.

Das fordernde Wort aus Lukas 12, Vers 48, gegen das etwas in uns eher die Stacheln stellt, hat uns die Tür aufgetan zu Aktionen, bei denen wir für uns selbst viel mehr empfangen, als wir gegeben hatten.

Ich hatte den ersten Teil dieses Wochenspruchs im Kontext der weißrussischen Reise mehr so verstanden: Viel gegeben ist uns an Gnade, Vergebung, an dem Frieden, der nicht unser Produkt, der vielmehr reines Geschenk des barmherzigen Gottes ist. Wem so viel geschenkt wird, der bekommt Lust, etwas von dem, was er empfangen hat, seinerseits verwandelt zurückzugeben.

Im Kontext Lukas 12, 35–48 ist mit dem »viel gegeben« wohl mehr gemeint: Der Mensch, der vor anderen den Vorzug hat, dass er den Willen seines Herrn kennt und dass er nicht zuletzt auch deswegen eine hervorgehobene Stellung im »Betrieb« seines Herrn hat, von ihm kann man mit Fug und Recht mehr erwarten als von einem, dem dieser Herr im Grunde unbekannt ist und der in der Nacht, in der alle Katzen grau sind, irgendwie seinen Weg sucht. Den Willen Gottes kennen, aufgewachsen zu sein mit den Zehn Geboten, vollends: die Weisungen Jesu, etwa aus der Bergpredigt, seine Seligpreisungen zu kennen, womöglich von Christen erzogen worden zu sein, die sich redlich bemüht haben, das alles nicht nur zu lehren, sondern auch zu leben, das ist ein enormes Vorrecht. Wer dieses Vorrecht genießt, dem ist »viel gegeben«.

Wir können ohne Weiteres dazusagen: Wer körperlich gesund ist, wer unbehindert seine fünf Sinne gebrauchen kann, wem der liebe Gott womöglich noch besondere Gaben in die Wiege gelegt hat, Gaben der Intuition, des Verstandes, einer Vernunft, die auch das ver-

nimmt, was mir mein bloßer Verstand nicht sagen kann, wer die Gabe eines nicht ganz schwachen Willens hat, wer das alles im Lauf seines Lebens stetig entwickeln konnte, dem ist viel gegeben. Er soll sich ja nichts darauf einbilden, als sei das sein Verdienst. »Was hast du, das du nicht empfangen hast« (1. Kor 4,7)?

Ist es da unbillig, wenn es von einem Menschen, der solche Vorrechte genießt, heißt: »Bei dem wird man viel suchen« und »von dem wird man umso mehr fordern«?

Dabei ist es mir nicht ganz klar, wer mit diesem unbestimmten Wort »man« gemeint ist. Meint dieses Wort »man« die Leute, die uns umgeben, im Sinne von: Du giltst als ein Christ. Du kannst es nicht verhindern, dass man auf dich sieht und dass auch der Mensch, der dem Christentum ganz distanziert gegenübersteht, von dir mehr erwartet als von einem anderen, der ohne christliche Erziehung aufgewachsen ist? Das wäre ein Hinweis, der fast eine alltägliche Selbstverständlichkeit ausdrückt. Ja, so ist es, wer das Vorrecht einer christlichen Erziehung genossen hat, wer sich sogar als Christ bekennt, indem er in der Kirche Jesu Christi diese oder jene Aufgabe übernimmt, auf den sieht auch der Nichtchrist in der Regel mit größerer Erwartung. Und wir können uns bei ihm darüber nicht beklagen. Er misst uns an den Worten, die wir oft selbst gebrauchen, an der Botschaft, die wir im Gottesdienst hören. Er hat ja Recht damit. Es wäre ja wirklich nicht schön, wenn einer beim Thema »Christen« nur mit dem Achseln zucken und sagen würde: »Geh mir weg mit den Christen.«

Und dass Nichtchristen, Skeptiker, Beobachter aus der Ferne, von uns Christen mehr erwarten als von anderen, das verpflichtet uns ja auch in guter Weise. Wir sind zwar nicht dafür verantwortlich, dass diese unsere Beobachter, indem sie uns erleben, zu Christen werden. Ein solches Wunder kann keiner von uns inszenieren. Das bleibt allein dem Geist Gottes vorbehalten. Aber dafür, dass der nichtchristliche Beobachter an uns etwas sieht, das ihn motiviert, mit Respekt über den christlichen Glauben nachzudenken, dafür sind wir allerdings verantwortlich. Glaube ist ja nicht einfach Privatsache, sondern Glaube, wenn er christlicher Glaube ist, ist ein öffentliches Bekenntnis, das durchaus eine missionarische Wirkung haben kann.

Oder ist dieses Wort »man« in den beiden Halbsätzen »bei dem

wird man viel suchen« und »von dem wird man umso mehr fordern« ein Hinweis auf Gott selbst im Sinne von: Gott sucht das bei dir, Gott fordert umso mehr bei dir? Im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden (Lk 19,11–27) erwartet der Herr von den Arbeitern, denen er viel anvertraut hat, durchaus, dass sie viel Gutes damit anfangen. Zornig wird er über den »bösen Knecht«, der sein Pfund im Schweiß-tuch behalten (Lk 19,20) oder im Boden vergraben (Mt 25,25) hat. Von dem Knecht, dem er eine Riesensumme erlassen hat, erwartet er, das er wenigstens seinen Mitbruder, der einiges bei ihm geliehen hat und nichts zurückbezahlen kann, dieses erlässt (Mt 18,21–35). Und im Gleichnis von den bösen Weingärtnern (Mt 21,33–41) erwartet der Besitzer des Weinbergs von den Leuten, denen er seinen Weinberg überlassen hat, dass sie ihm zu seiner Zeit die entsprechenden Früchte bringen (Mt 21,34). Wir sind Nutzpflanzen in Gottes Garten, er kann von dem Baum, den er in seinen Garten gepflanzt hat, Früchte erwarten (Mt 7,17–20). Er erwartet, wie Johannes der Täufer seinen Zuhörern in der Wüste gesagt hat, »rechtschaffene Frucht der Umkehr« (Mt 3,7). Ja, er fordert das von uns.

Überforderung? Wir tun uns selbst keinen Gefallen, wenn wir gleich mit diesem Wort reagieren. Wenn ein Lehrer von einem begabten Schüler etwas erwartet, dann drückt das eine gewissen Achtung aus. Wenn er von einem begabten Schüler nichts erwartet, dann gibt er damit zu verstehen: »Dieser junge Mann ist zwar begabt, aber er ist ein rechter Taugenichts. Ich denke nicht dran, meinen pädagogischen Eros ausgerechnet an ihn zu verschwenden. Da gibt es lohnendere Ziele.« Und wenn der Personalleiter einer Firma von einem Mitarbeiter nichts Positives erwartet, weil er weiß: Er ist faul oder jedenfalls willensschwach, dann wird sich zwischen ihm und dem Mitarbeiter, den er für eine Niete hält, nie ein erfreulicher Kontakt entwickeln.

Wir können uns freuen, wenn unser Schöpfer und Erlöser von uns Gutes erwartet. Dass er um unsere Schwächen weiß und dass er besser als wir versteht, dass im Grund jeder wirkliche Erfolg sein Geschenk ist, davon dürfen wir ausgehen. Er wird uns letztendlich mit verstehenden Augen sehen und er wird an dem, was wir in seinem Dienst zu tun versuchen, viel lieber das Gute sehen als unser Scheitern. Da

mag dann vieles, was wir als ein einziges Versagen empfinden, in seinen Augen doch eine ganze Reihe von recht erfreulichen Ansätzen sein, die er brauchen kann und die er weiterentwickeln und schließlich vollenden wird.